



PETRA
SCHIER

Die
Stadt
der
Heiligen

Weltbild

Die Stadt der Heiligen

Aachen-Trilogie
Band 1: Die Stadt der Heiligen
Band 2: Der gläserne Schrein
Band 3: Das silberne Zeichen

Über die Autorin:

Petra Schier, Jahrgang 1978, lebt mit ihrem Mann und einem Schäferhund in einer kleinen Gemeinde in der Eifel. Sie studierte Geschichte und Literatur und arbeitet seit 2003 als freie Autorin. Ihre historischen Romane, darunter die Reihe um die Reliquienhändlerin Marysa, vereinen spannende Fiktion mit genau recherchierten Fakten. Petra Schier ist Mitglied des Vorstands der Autorenvereinigung DELIA.

Petra Schier

Die Stadt der Heiligen

Historischer Roman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2009
by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung: Alexandra Dohse, München, www.grafikkiosk.de
Umschlagmotiv: Artwork Alexandra Dohse unter Verwendung von Bildern
von Arcangel Images / © Lee Avison; mauritius images © Pixtal und Shutterstock
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-011-1

2021 2020 2019 2018

*Unselig aber sind jene, die auf Totes
ihre Hoffnung setzen
und Werke von Menschenhand
als Götter bezeichnen ...
(Buch der Weisheit 13,10)*

*Es gibt nichts Verborgenes,
das nicht offenbar wird,
und nichts Geheimes,
das nicht bekannt wird
und an den Tag kommt.
(Lukas 8,17)*

*Meinen Brüdern gewidmet:
Thomas, Andreas, Michael*

Prolog

Jakobsweg, bei Pamplona

24. Dezember, Anno Domini 1411

Still und in Gedanken versunken stand Christophorus am Grab seines Freundes. Ein feuchtkalter Wind fegte über den kleinen Bergfriedhof und klappte die Kapuze von Christophorus' Pilgermantel hoch. Mechanisch zog er sie ganz über den Kopf, löste jedoch nicht den Blick von dem mit Steinen umrandeten Grabhügel und dem simplen Holzkreuz.

Aldo Schrenger hatte einen richtigen Leichenstein verdient, nicht dieses windschiefe Ding, auf dem nicht einmal sein Name vermerkt war. Doch er hatte es nicht anders gewollt.

Kein Aufhebens, hatte er gesagt, kurz bevor es mit ihm zu Ende gegangen war. *Wem soll ein weiterer Grabstein am Weg des heiligen Jakobus nützen? Doch nur dem Steinmetz, der ihn anfertigt. Kein Aufhebens.*

Christophorus schloss für einen Moment die Augen. Als er sie wieder öffnete, hob er den Kopf ein wenig an und konnte so über den Rand der Friedhofsmauer bis hinüber nach Pamplona sehen.

Sieben Tage waren seit dem Tod seines Freundes verstrichen. Christophorus hatte währenddessen gebetet, getrauert und einem jungen Barbiergesellen namens Artur zur Flucht aus der Stadt verholfen. Nun wurde es auch für ihn Zeit, weiterzuziehen. Zwar würde er in diesem Winter die Pyrenäen nicht mehr überqueren können, doch er hatte bereits eine Reisegruppe gefunden, der er sich im Frühling anschließen würde.

Sein Ziel war Aachen, die Stadt des heiligen Karl, Aldos Heimat. Die Reisegruppe bestand aus Pilgern und Gauklern sowie einigen Kaufleuten, die allesamt zur Heilungsfahrt nach Aachen ziehen wollten. Die Pilgerreise dorthin war ein Ereignis, beinahe zu vergleichen mit Santiago de Compostela oder gar dem heiligen Rom. Auch die Tatsache, dass in Aachen die großen Reliquien nur alle sieben Jahre gezeigt wurden, war etwas Besonderes. Jeder gläubige Christ erschauerte schon bei dem bloßen Gedanken an den Anblick der Windeln und des Lendentuchs des Heilands, des Kleides der Gottesmutter Maria oder des Enthauptungstuchs Johannes des Täufers. Tausende und Abertausende Menschen würden im Juli des kommenden Jahres nach Aachen ziehen.

Christophorus wandte sich nun doch vom Grab ab und ging langsam zurück zur Friedhofspforte, vor der er sein Maultier angebunden hatte. Eine solche Menge von Pilgern versprach ein gutes Geschäft für ihn. Den Winter würde er dazu nutzen, seine Vorräte aufzufüllen.

Er wäre auch nach Aachen gezogen, wenn Aldo nicht gestorben wäre. Als Junge von sieben Jahren hatte Christophorus einst mit seinen Eltern die Heilumsweisung besucht. Die Stadt, die vielen Menschen und die wunderbaren Reliquien hatten ihn so sehr beeindruckt, dass er gelobt hatte, noch einmal in seinem Leben dorthin zu reisen. Dass er nun mit Trauer im Herzen und schlimmen Nachrichten für die Familie seines Freundes im Gepäck nach Aachen gehen musste, änderte nichts daran, dass er die Stadt nach einigen Wochen als wohlhabender Mann wieder verlassen würde. Dieser Plan würde ihm Antrieb geben.

Sein Schmerz würde vergehen und nach einer Weile nichts als die Erinnerung an eine große Freundschaft bleiben.

Und an das Versprechen.

Christophorus band das Maultier los und führte es lang-

sam den steilen, gewundenen Pfad hinunter zur Straße, die nach Pamplona hineinführte.

Er würde sein Versprechen halten, wenn er auch noch nicht wusste, wie er das bewerkstelligen sollte. Doch er würde es niemals brechen – man konnte über ihn sagen, was man wollte; er, Christophorus, stand zu seinem Wort.

1. Kapitel

Aachen

2. Juli, Anno Domini 1412

»Afrancba!« Marysa warf die angefangene Handarbeit zurück in den Korb. »Für diesen Kram habe ich einfach keine Geduld.«

»Was du nicht sagst«, schmunzelte ihre Mutter Jolánda und strich die Stickerei auf der Haube, die sie gerade beendet hatte, glatt. »Warum fängst du bloß immer wieder damit an?«

Marysa verzog verärgert das Gesicht. »Weil *er* es so will. Es geht ihm einfach nicht in den Kopf, dass ich kein Talent fürs Sticken und Nähen habe. Viel lieber würde ich die Laute hervorholen. Wie lange habe ich schon nicht mehr gesungen! Weißt du noch, wie wir immer gemeinsam mit Vater musiziert haben?«

Jolánda nickte ruhig. »Wie könnte ich das je vergessen.« Sie streckte die Hand aus und legte sie ihrer Tochter auf den Arm. »Reinold hat dir das Singen doch nicht verboten, oder?«

»Nein.« Marysas Miene hellte sich eine Spur auf. »Nein, das hat er nicht. Jedenfalls nicht direkt. Er mag es nur nicht.«

»Wo ist er hingegangen, sagtest du?« Jolánda legte die Haube zusammen und griff nach einem Paar Strümpfe, die an den Fersen geflickt werden mussten. Ihre Augen funkelten herausfordernd.

»Auf den Parvisch. Er will mit den Kanonikern einen Vertrag machen, damit er eine der besseren Nischen am Dom für seinen Verkaufsstand während der Heiltumsweisung bekommt. Die Kirmes beginnt in acht Tagen, und die Platzver-

teilung ist noch immer nicht geregelt. Danach geht er vermutlich noch ins Zunfthaus.«

»Also wird er vor dem Abend nicht zurück sein«, schloss Jolánda mit einem Zwinkern. »Warum gehen wir nicht hinaus in den Hof und setzen uns ein wenig in die Laube? Es ist sonnig und warm, und ein wenig Gesang mit Lautenbegleitung wird dort unten doch niemanden stören, oder?«

»Vermutlich nicht.« Ermutigt stand Marysa auf und streckte sich. Ihr Nacken schmerzte nach der Stunde, die sie sich konzentriert über ihre Handarbeit gebeugt hatte. Auch ihre Mutter erhob sich und legte der Tochter einen Arm um die Taille. Die beiden Frauen ähnelten einander sehr. Marysa hatte die grazile Gestalt, das herzförmige Gesicht und die kastanienbraunen Locken ihrer ungarischen Mutter geerbt. Ebenso das kleine Grübchen neben dem linken Mundwinkel und die katzenhaft grünen Augen. Dennoch wirkte Marysa in allem etwas herber und kantiger. Ein Umstand, den sie manchmal bedauerte, der sie jedoch täglich daran erinnerte, dass sie auch ihres Vaters Tochter war.

Gotthold Schrenger, der bekannteste Schreinbauer und Reliquienhändler Aachens, war nun schon seit einem Jahr tot, und noch immer vermisste Marysa ihn schmerzlich. So streng er sich zuweilen auch gegeben hatte, in seinem Haus hatten Lachen, Geselligkeit und Musik das Leben bestimmt. Nun war sie verheiratet mit einem Mann, der all das verabscheute.

Marysa lehnte sich kurz gegen ihre Mutter, dann ging sie zur Tür und rief nach der jungen Magd Imela. »Hol mir die Laute aus meiner Schlafkammer«, trug sie ihr auf. »Und bring sie hinunter in den Hof.«

Imela, gerade vierzehn Jahre alt, hellblond und so schmal und schüchtern, dass man sie leicht übersah, nickte eifrig und huschte hinauf ins Obergeschoss.

Mit dem Ärmel seines weißen Dominikanerhabits wischte Christophorus sich über den schweißnassen Nacken. Die Julisonne brannte jetzt, am frühen Nachmittag, unbarmherzig auf die Stadt nieder. An einer Viehtränke am Rand des Marktplatzes blieb er stehen und ließ sein treues Maultier in Ruhe Wasser trinken. Er befand sich nicht allzu weit vom Ordenshaus der Dominikaner in der St. Jakobstraße entfernt und überlegte, ob er sich dort einquartieren sollte. Andererseits lockten ihn der Trubel und das Gewimmel der vielen Menschen in den Straßen und Gassen Aachens. Seit er die Stadt durch das Ponttor betreten hatte, war er nur noch sehr langsam vorangekommen. Obwohl es noch acht Tage bis zum Beginn der Kirmes – des Kirchweihfestes – waren, hatten sich bereits unzählige, ja Tausende Pilger eingefunden. Die Felder und Wiesen vor den Stadttoren und die Vororte hatten sich in ein riesiges Zeltlager verwandelt. Es fehlten nur die Waffen, und man hätte vermuten können, Aachen stände unter einer feindlichen Belagerung.

Innerhalb der Stadtmauern drängten sich die Menschen, es herrschte eine unvorstellbare Enge. Zelte und notdürftige Unterkünfte säumten die Gassen und Straßen beinahe allerorten; die Herbergen waren jetzt schon drei- oder vierfach belegt. Estella, die kleine Akrobatin aus der Gauklertruppe, mit der er die vergangenen Monate hierher gereist war, hatte ihm erzählt, dass sogar die Krankenhospitäler Schlafplätze bereitstellten und die Nahrungsmittel für die Menschenmassen von weit her aus dem Umland herbeigeschafft werden mussten.

Sosehr er es auch versuchte, er konnte sich nicht mehr erinnern, ob die Stadt bei seinem letzten Besuch vor einundzwanzig Jahren auch so überfüllt gewesen war. Aber als Kind nahm man solche Dinge wohl auch ganz anders wahr.

Christophorus trat beiseite, als zwei Abortkehrer einen vollbeladenen Mistwagen an ihm vorbeischoben, und wäre beinahe über ein umgekipptes Weinfass gestolpert, in dem sich ein junger Mann im Pilgermantel zum Schlafen zusammengerollt hatte. Der Gestank, der dem Mistkarren nachwehte, zerrte an Christophorus' Magen. Nachdem das Maultier seine Nase aus der Tränke gehoben hatte, packte er die Leine fester und ging neugierig auf das imposante Rathaus zu. Einen solchen Bau hatte er selten gesehen. Die hohen Mauern, unterbrochen von unzähligen Fenstern, waren eine eindrucksvolle Zurschaustellung der bürgerlichen Macht und Prunkentfaltung. Doch so mächtig das Rathaus auch wirkte, es stand dennoch im Schatten eines noch viel beeindruckenderen Bauwerks: des Aachener Doms. Jenes Gotteshauses, das schon auf Kaiser Karl den Großen zurückging und in dessen Innerem einige der bedeutendsten und heiligsten Reliquien der Christenheit aufbewahrt wurden.

Christophorus hatte sich bereits vorgenommen, den Dom am folgenden Tag aufzusuchen. Als Ordensbruder würde es ihm kaum Schwierigkeiten bereiten, einen gesonderten Zugang zu erhalten, insbesondere, wenn er eine seiner wertvollen Geleitschriften vorzeigte.

Doch zunächst musste er einen sehr viel schwierigeren und bedrückenderen Gang hinter sich bringen. In der Kockerellstraße, wo Aldos Wohnhaus stand, hatte man ihn auf die Frage nach dessen Mutter oder Schwester zum Büchel geschickt, und der Weg führte ihn direkt über den Marktplatz. Er umrundete Buden, Schragentische und offene Garfeuer, zwischen denen Hausfrauen und Handwerker miteinander feilschten, auf der Suche nach der Einmündung, die ihm der Knecht in der Kockerellstraße umständlich beschrieben hatte.

Als ein dürrer, hochgeschossener und in viel zu großen Kleidern steckender Junge sich an ihm vorbeischieben wollte,

hielt Christophorus ihn am Ärmel fest. »He, du! Wo geht es zum Büchel?«

Der Junge blieb stehen und musterte Christophorus neugierig. Dann rümpfte er enttäuscht die Nase. »Ihr seid Dominikaner, wie? Ein Bettelmönch. Dann könnt Ihr mir wohl nix für die Auskunft bezahlen?« Hoffnungsvoll hielt er trotzdem die Handfläche auf.

Christophorus verzog amüsiert die Mundwinkel. »Kommt drauf an, ob du mir die richtige Richtung weist, Junge. Oder kennst du den Weg am Ende gar nicht?«

»Aber sicher weiß ich den Weg zum Büchel«, rief der Junge, und seine Stimme kiekste ein wenig. Er befand sich offensichtlich im Stimmbruch. »Ich bin in Aachen geboren und kenne hier jeden Winkel.« Er verbeugte sich leicht. »Milo heiße ich und geleite die Fremden durch die Stadt. Ich weiß, wo die besten Herbergen sind, aber auch, wo man nicht so viel bezahlen muss. Ich kenn die Bader, die Hurenhäuser, die Quellen ... Das Dominikanerkloster ist drüben in der St. Jakobstraße.«

»Das wollte ich aber gar nicht wissen.« Auffordernd blickte Christophorus Milo an.

Dieser nickte. »Folgt mir, ich zeig Euch den Büchel. Zu wem wollt Ihr denn?«

Christophorus ging neben Milo her, der ihn am Markt vorbei zu einer Straße führte, die weniger dicht bebaut war als die Gassen in direkter Nähe des Rathauses und des Doms. »Man sagte mir, dass ich die Witwe Schrenger und ihre Tochter im Haus des Schreinbauers Reinold Markwardt finde.«

»Klar findet Ihr die dort. Die Frau Marysa hat doch letzten November Meister Markwardt geheiratet. Und ihre Mutter besucht sie fast jeden Tag.« Milo grinste. »Ich weiß das, weil mein Freund Jaromir dort Knecht ist. Er erzählt mir immer alles und schenkt mir manchmal ein halbes Brot oder ein Stück kalten Braten. Aber nur, wenn Balbina, die Kö-

chin, es nicht bemerkt. Auch die Frau Marysa ist in Ordnung. Sie hat mir mal einen echten Silberpfennig gegeben, weil ich ihr geholfen habe, ihre Einkäufe zu tragen.« Milo blieb vor einem schmalen, jedoch sehr langgezogenen, einstöckigen Fachwerkhaus stehen, dessen Eingangstür kunstvoll mit Schnitzereien verziert war. Über dem Eingang thronte eine Marienstatue aus Messing. »Hier ist es.«

Christophorus musterte das Haus eingehend. Aldos Schwester war also inzwischen verheiratet. Aber das hatte er schon vermutet, als man ihn von ihrem Vaterhaus hierher schickte. »Es scheint, als lebe Frau Marysa in wohlhabenden Umständen«, sagte er und kramte aus einer versteckten Geldkatze in seinem Ärmel einen Pfennig hervor.

»Ja doch, die kann sich nicht beklagen.« Milo nickte heftig. »War ja sowieso eine gute Partie, weil ihr Vater, der Meister Schrenger, so ein bekannter Reliquienhändler gewesen ist. Ich glaube, der war richtig reich. Der Meister Markwardt ist nicht so bekannt. Jaromir sagt, er ist kein guter Kaufmann. Aber wohlhabend ist er allemal. Das Haus ist riesig innen drin, und sie haben sogar einen eigenen Laufbrunnen für Trinkwasser!« Bei dieser Vorstellung verdrehte Milo vielsagend die Augen.

Christophorus drückte ihm das Geldstück in die Hand. »Ich danke dir. Sollte ich wieder einmal einen Fremdenführer benötigen ...«

»Ihr findet mich jeden Tag irgendwo am Markt, es sei denn, ich habe gerade einen Kunden, dem ich die Stadt zeige«, erklärte Milo aufgeregt und prüfte den Pfennig, indem er daraufbiss. Dann nickte er Christophorus noch einmal zu und machte sich davon.

Christophorus blickte an der ordentlich gekalkten Fassade des Hauses empor und machte dann einen Schritt auf die Haustür zu.

»Kann ich Euch behilflich sein, Bruder?« Auf der rechten

Seite bog gerade ein alter Mann um die Hausecke. Sein graues Haar umrandete eine Halbglatze, und über seiner beeindruckenden Hakennase leuchteten zwei aufmerksame blaue Augen. Er trug einen Eimer mit Getreide, also handelte es sich wohl um einen Knecht.

Höflich nickte Christophorus ihm zu. »Ich suche die Witwe Schrenger und ihre Tochter Marysa.«

»Dann seid Ihr hier richtig.« Der Knecht lächelte und entblößte dabei ein unerwartet gesundes und vollständiges Gebiss. »Frau Jolánda und Frau Marysa sitzen hinten in der Laube. Ich kann Euch hinführen, wenn Ihr wollt.«

»Ich bitte darum.« Christophorus folgte dem Knecht um die linke Hausecke zu einem übermannshohen Tor, das wohl in den Hinterhof führte. Der Knecht stieß das Tor auf, wartete, bis Christophorus sein Maultier an einem Pfosten angebunden hatte, und ließ ihn eintreten. Das Tor zog er sogleich wieder zu. Damit wurde der Lärm der Straße ein wenig abgemildert, und sie konnten nun leise Lautenklänge vernehmen.

»Frau Marysa spielt«, sagte der Knecht und blieb stehen. »Das tut sie nicht mehr oft. Ihr solltet warten, bis sie aufhört.«

Christophorus hob überrascht die Brauen und folgte dem Knecht erneut, als dieser sich langsam einer kleinen blumenberankten Laube rechts hinten in dem quadratischen Hof näherte.

Die Lautenklänge wurden deutlicher; er vernahm ein bekanntes Frühlingslied, vorgetragen von einer angenehmen glockenhellen Stimme:

*»Maienzit Ane nit Vröuden git Widerstrit;
Sin widerkumen kan uns allen helfen.
Uf dem plan Ane wan Sicht man stan Wolgetan
Liehtiu bruniu bluemlin biden gelfen;*

*Durch das gras sint si schon ufgedrungen.
Und der walt Manihvalt ungezalt Ist erschalt,
Daz er wart mit dem nie baz gesungen.»*

Christophorus trat noch einen Schritt vor, sodass er um einen der berankten Pfosten der Laube herumschauen konnte, und erblickte eine junge Frau in einem hellgrünen Kleid, die mit halbgeschlossenen Augen auf einem gepolsterten Hocker saß und beim Singen die Laute schlug. Sie schien ganz in ihrem Gesang aufzugehen und nichts von ihrer Umgebung zu bemerken. Vor ihr auf einer Strohmatten saß ein blasses Mädchen, das einen Schuh polierte und verzückt lauschte.

Er wusste nicht, was er erwartet hatte. Für einen langen Moment ließ Christophorus seinen Blick auf dem Gesicht der jungen Frau ruhen. Sie war weder besonders hübsch noch hässlich, soweit er das bei dem strengen weißen Gebende und dem Schleier, der ihr Gesicht umrahmte, beurteilen konnte. Doch sie erinnerte ihn sofort an Aldo.

Als Marysa ihr Lied beendet hatte, trat der alte Knecht vor und räusperte sich vernehmlich.

Sie hob den Kopf. »Ja, Grimold, was gibt es?«

2. Kapitel

Marysa starrte auf den versiegelten Brief, den Christophorus ihr übergeben hatte, doch sie konnte sich nicht durchringen, ihn zu öffnen.

Aldo war tot. Ihr geliebter Bruder war nicht mehr; irgend etwas in ihrem Kopf weigerte sich, dies zu begreifen. Er war schon mehr als ein Jahr fort gewesen, auf einer Pilgerreise nach Santiago de Compostela. *Schwesterchen*, hatte er bei seinem Fortgehen gesagt, *wenn ich zurückkomme, bringe ich dir die schönste Reliquie mit, die ich finden kann*. Und für seinen Vater hatte er ebenfalls Reliquien einkaufen wollen. Heiltümer, die Gotthold Schrenger hätte gewinnbringend weiterverkaufen können. Nun lag vor Marysa auf dem mit Blütenranken bestickten Tischtuch eine Jakobsmuschel. Das Pilgerabzeichen, das Aldo an seinem Mantel getragen hatte, und daneben sein silbernes Kruzifix. Seit sie denken konnte, hatte er es an einem Kettchen um den Hals getragen, und nun sollte es ihr gehören. Flüchtig dachte sie an ihr eigenes kleines Kruzifix. Sie hatte es ihrem Bruder bei seinem Fortgehen als Glücksbringer mitgegeben. Wo es wohl abgeblieben war? Sie wollte den Dominikaner jedoch nicht danach fragen. Vielleicht hatte er es ja mit Aldo begraben.

Ihre Mutter saß auf der Bank am anderen Ende des Tisches und schluchzte. Auch sie hielt einen Brief ihres Stiefsohnes in der Hand. Doch statt ihn zu lesen, zerknitterte sie ihn in ihren Händen.

Christophorus stand unangenehm berührt und etwas unschlüssig mitten im Raum. Er hatte schon früher Menschen über den Tod eines Anverwandten in Kenntnis gesetzt, doch diesmal war es anders. Er teilte die Trauer der beiden Frauen, vermutete jedoch, dass sie ihm, da er der Überbringer der

schlimmen Nachricht war, vielleicht nicht eben freundlich gesinnt sein würden. Da half es auch nichts, zu beteuern, dass er ein guter Freund Aldos gewesen war.

Die Mutter hatte ihn mit einem derartigen Entsetzen angesehen, dass es ihm schon beim Gedanken daran schauderte. Aldos Schwester hatte noch kein Wort gesagt.

Marysa bemühte sich, ruhig zu bleiben. Der Mann, der vor ihr stand, war ein Dominikaner. Groß, breitschultrig, mit einem herben, kantigen Gesicht, das sicherlich nicht als schön zu bezeichnen war, jedoch mehr Männlichkeit ausstrahlte, als es einem Ordensbruder anstehen mochte. Sein dichtes, fast schwarzes Haar umrandete eine bereits wieder zuwachsende Tonsur. Vermutlich hatte er sie auf der Reise nicht ausrasieren lassen, um Geld zu sparen. Die ganze kräftige Gestalt passte nicht in ihr Bild von einem Bettelmönch, dennoch hatte er sich als Bruder Christophorus vorgestellt, seines Zeichens Ablasskrämer des Heiligen Vaters.

Und das war es, was sie am meisten verwunderte. Aldo hätte sich doch niemals mit einem Mönch angefreundet, schon gar nicht mit einem, der Ablassbriefe verhökerte! Aldo hatte den Ablasshandel stets als verwerflich angesehen, eine Ansicht, die Marysa aus tiefstem Herzen teilte. Außerdem waren die Dominikaner der verlängerte Arm der Inquisition, das wusste jeder, und Aldo hätte sich so weit wie möglich von einem Vertreter dieses Ordens ferngehalten. Nicht nur wegen seiner ans Ketzerische grenzenden Ansichten über den Ablasshandel, sondern auch ...

Sie hob den Kopf und sah dem Dominikaner fest in die Augen. »Wie ist das möglich? Ihr sagt, Aldo wurde in einem Kampf verwundet. Welchen Grund sollte mein Bruder gehabt haben, sich mit irgendwem zu schlagen? Er war ein friedfertiger Mensch. Wie hätte er jemandem einen Vorwand geben sollen, ihn anzugreifen?«

»Marysa, lass doch«, kam es mit leiser Stimme von ihrer

Mutter, die sich mit dem Ärmel ihres Kleides ein ums andere Mal über die Augen wischte. »Der Bruder wird müde sein und sich setzen wollen. Außerdem ist er nach der langen und beschwerlichen Reise sicherlich hungrig. – Seid Ihr hungrig, Bruder Christophorus? Wir sollten ihm etwas zu essen bringen lassen und ... Er war doch immerhin ein Freund von Aldo, und er hat den langen Weg auf sich genommen ...«

»Und woher wissen wir, dass es sich tatsächlich so verhält?« Marysa blickte ihre Mutter finster an. »Können wir sicher sein, dass er uns die Wahrheit sagt?« Sie stand auf und trat einen Schritt auf Christophorus zu. »Ihr habt uns diese Briefe und Aldos Hab und Gut gebracht. Dafür danke ich Euch. Doch Ihr müsst verzeihen, wenn ich daran zweifle, dass mein Bruder Euch in irgendeiner Form verbunden war. Was wollt Ihr hier, Bruder Christophorus?«

Er wich dem forschenden Blick aus ihren leuchtend grünen Augen nicht aus. Zwar hatte er erwartet, dass man ihm mit Misstrauen begegnen, jedoch nicht, dass ihn das so schmerzen würde.

»Nun?« Marysa hob auffordernd die Brauen.

»Ich verstehe Euren Schmerz und dass Ihr mir nicht traut«, begann er. »Ihr kennt mich nicht, und der Umstand, dass ich Euch vom Tode Eures Bruders berichten musste, lässt mich in keinem günstigen Licht erscheinen. Doch welchen Grund, wenn nicht Freundschaft, sollte ich haben, den weiten Weg von Santiago de Compostela hierher zu reisen? Ich gab Aldo Schrenger das Versprechen, Euch aufzusuchen, die Briefe und seine Habseligkeiten auszuhändigen. Und ich versprach ihm, mich um Euch und Eure Mutter zu kümmern.«

»Ihr ... was?« Marysas Augen weiteten sich, und sie starrte ihn verblüfft an.

Christophorus verzog keine Miene. »Ich gelobte ihm an seinem Totenbett, mich um Euch zu kümmern und dafür zu sorgen, dass es Euch wohl ergeht. Kurz vor ... dem Vorfall,

bei dem er verletzt wurde, erfuhr er vom Tode seines – Eures – Vaters. Er machte sich umgehend auf den Heimweg, denn er wusste um die Schwierigkeiten, die Euch wegen seiner Abwesenheit durch Euren Vetter Hartwig drohen würden.« Er schwieg und schien zu warten, bis dieser Teil der Botschaft angekommen war.

Marysa schluckte. Natürlich hatte Aldo geahnt, dass Hartwig nach Vaters Tod alles daransetzen würde, die Schreinwerkstatt zu übernehmen. Kein geringerer als dieser Grund war es gewesen, der sie veranlasst hatte, Reinold Markwardts Werben nachzugeben und ihn zu heiraten. Niemals hätte ihr Vater geduldet, dass der Sohn seines Halbbruders seine Werkstatt und das Geschäft an sich riss. Doch er war zu schnell und unerwartet gestorben, um noch Vorkehrungen treffen zu können.

Dass der Mönch davon wusste, sprach dafür, dass er doch näher mit Aldo bekannt gewesen sein musste. Von solchen familiären Verwicklungen erzählte man nicht jedem Nächsten. Und schon gar nicht bat man einen Unbekannten, für das Wohlergehen seiner Familie zu sorgen.

»Ihr seid also hier, weil Ihr Euch um uns kümmern wollt«, sagte sie vorsichtig. »Doch wie wollt Ihr das anstellen? Ihr seid ein Ordensbruder; was könntet Ihr schon für uns tun? Ganz abgesehen davon, dass es uns, wie Ihr seht, an nichts mangelt.«

»Es mag immer einmal Ungelegenheiten geben, bei denen ich Euch beistehen kann«, sagte Christophorus im Bemühen um Diplomatie. In Wahrheit musste er ihr zustimmen. Sie lebte in einem komfortablen Haus, war die Ehefrau eines angesehenen Handwerkers. Es fehlte ihr an nichts, sicherlich auch nicht an geistlichem Beistand, den er ihr auch eher ungerne angeboten hätte.

»Nun gut, belassen wir es dabei. Von meiner Seite aus kann ich Euch mit bestem Gewissen von Eurem Versprechen

entbinden.« Mit einem Blick auf ihre Mutter, die über dem Brief, den sie nun doch zu lesen begonnen hatte, erneut in Tränen ausgebrochen war, setzte Marysa sich wieder.

»Verzeiht.« Er schüttelte den Kopf. »Aber es gibt nur einen Menschen, der mich von diesem Versprechen entbinden kann, und das ist Euer Bruder. Ich gab ihm mein Wort, und ich werde es halten, auf die eine oder andere Weise. Wenn Ihr es auch nicht glaubt, doch er war der beste Freund, den ich jemals hatte. Ich verdanke ihm so viel, dass selbst dieses Versprechen es nur ungenügend wiedergutmachen kann.«

Marysa sah ihn überrascht an. An seiner Stimme, die sich fast unmerklich verändert hatte, erkannte sie, dass es ihm ernst war.

Es setzte sie mehr in Erstaunen als alles, was sie bisher jemals gehört hatte, doch anscheinend hatte es zwischen ihrem Bruder und diesem Mann tatsächlich eine tiefe Verbindung gegeben. Womöglich ... Sie biss sich auf die Lippen. Eine Sache hatte sie noch gar nicht bedacht. Es war irgendwie abwegig, andererseits auch wieder nicht. Doch konnte sie den Dominikaner wohl nicht einfach so danach fragen.

»Sei es, wie es ist«, wechselte sie stattdessen das Thema. »Meine Mutter hat recht, Ihr seid bestimmt hungrig. Ich lasse Euch von Balbina eine Mahlzeit herrichten. Setzt Euch derweil hier an den Tisch.« Sie deutete auf eine der Bänke, die zu beiden Seiten des Tisches für sicherlich mehr als zehn Personen Platz boten. Wieder stand sie auf, ging zur Tür und rief ein paar Befehle. Danach ging sie zu ihrer Mutter und legte ihr die Hände auf die Schultern. »Wenn du möchtest, kannst du dich gerne in meiner Kammer ein wenig hinlegen.«

Jolánda hob den Kopf. »Sehe ich aus, als könnte ich mich jetzt hinlegen?«, fragte sie in ungehaltenem Ton. »Mein Stiefsohn ist tot! Da kann ich unmöglich ...«

»Es wäre aber bestimmt besser, Mutter.« Marysa blickte Jolánda eindringlich in die Augen. »Ich unterhalte mich

noch ein bisschen mit dem Bruder hier. Du siehst sehr mitgenommen aus, wirklich.«

»Wen wundert das?«, brummte Jolánda, erhob sich jedoch und tastete gleichzeitig prüfend nach ihrer Haube. »Ich werde kein Auge zutun, Kind!«

»Dann versuch wenigstens, dich etwas auszuruhen. Später müssen wir dann zum Zunfthaus und dort Aldos Tod bekannt geben.«

»O Gott, ja! Das müssen wir.« Wieder schluchzte Jolánda leise.

»Fita«, sprach Marysa die alte Magd an, die gerade einen Krug Wein und einen Teller mit einem Stück Hasenpastete hereintrug. »Begleite meine Mutter hinauf in meine Kammer.«

»Ja doch, ja.« Die knochige weißhaarige Frau nickte und reckte ihren Rücken, was ihren Buckel jedoch nicht im Mindesten kleiner wirken ließ. Während sie auf Jolánda wartete, blickte sie neugierig von einem zum anderen, doch Marysa schwieg, und auch Christophorus sagte nichts, sondern widmete sich dem Essen.

Marysa atmete auf, nachdem ihre Mutter den Raum verlassen hatte. Unter anderen Umständen hätte sie sie nicht so leicht zum Gehen bewegen können. Jolánda war bekannt für ihr aufbrausendes und eigenwilliges Temperament. Doch das, was Marysa nun beabsichtigte, von dem Mönch zu erfahren, war nicht dazu angetan, das Wohl ihrer Mutter zu fördern.

Sie setzte sich ihm gegenüber und sah ihm beim Essen zu. Den Teller hatte er erstaunlich schnell geleert, nun trank er einen Schluck Wein aus dem Zinnbecher, den sie ihm reichte.

Über den Rand hinweg sah er sie aufmerksam an. »Nun, da Ihr Eure Frau Mutter aus dem Weg habt, stellt mir nur ruhig die Fragen, die Euch bewegen.«

Sie holte überrascht Luft, woraufhin er zum ersten Mal lächelte. Und dieses Lächeln setzte sie noch mehr in Erstaunen.

Es wanderte von seinen Mundwinkeln geradewegs über sein ganzes Gesicht und ließ seine Augen schalkhaft aufblitzen. »Aldo erzählte mir, dass Ihr ein kluges Mädchen, verzeiht, eine kluge Frau, seid und Fragen stellen werdet. Auch sagte er mir, dass Ihr die Einzige seid, die sein ... Geheimnis teilt. Vermutlich habt Ihr deshalb Eure Mutter überredet, den Raum zu verlassen.«

Marysa war einen Moment lang sprachlos. Dann schluckte sie und bemühte sie um Fassung. »Ihr ... Dann wisst Ihr ... seid Ihr also ...«

»Nein. Nein, das bin ich nicht. Aldo war ein guter Freund, jedoch nicht das, was Ihr meint.«

Marysa stieß heftig die Luft aus. »Aber woher ...«

»Ihr braucht keine Angst zu haben. Sein Geheimnis ist bei mir sicher. Niemals werde ich ein Wort darüber verlieren.«

Erschüttert blickte Marysa auf ihre Hände. »Ihr habt gesagt, dass mein Bruder in einem Kampf verletzt wurde. Ich möchte wissen, wie es dazu kam.«

Christophorus nickte. »Wir befanden uns auf dem Heimweg, wie ich schon sagte. Ein junger Badergeselle mit Namen Artur begleitete uns. Er war seinem Meister ausgerissen, um mit Aldo zu kommen.«

»Oh.« Marysa schloss die Augen.

»Der Meister hatte schon früher Verdacht gegen die beiden geschöpft, doch eine Zeit lang haben wir alle täuschen können.«

»Ihr habt Aldo geholfen, seine ... es zu verheimlichen?«

Christophorus ging nicht darauf ein. »Ein gutes Stück vor Pamplona holte uns der Meister ein und stach Aldo nieder. Ich kam leider zu spät dazu und konnte nichts mehr tun, als ihn zu einem Medicus zu bringen. Doch auch der konnte nicht helfen. Die Wunde entzündete sich, und Aldo starb nach wenigen Tagen.«

»Was ist aus diesem Artur geworden?«

»Er konnte als Pilger verkleidet fliehen.«

Marysa stand auf und ging erregt im Zimmer auf und ab. Die Geschichte klang ungeheuerlich, doch warum sollte dieser Mann sie anlügen? Noch dazu, da er als Dominikaner sicherlich ganz anders hätte reagieren müssen.

»Wer seid Ihr, Bruder Christophorus?«

Diesmal war es an ihm, überrascht aufzublicken. Als sich ihre Blicke trafen, erhob er sich ebenfalls. »Das sagte ich Euch schon. Ich bin Bruder des Ordens des heiligen Dominikus und verkaufe im Namen des Heiligen Vaters Ablassbriefe.«

»Im Namen welches Heiligen Vaters?« Marysa sah ihn scharf an.

Christophorus lächelte. »Des römischen natürlich. Von ihm besitze ich einen gesiegelten Geleitbrief sowie die Erlaubnis, in seinem Namen den Menschen Ablass für ihre Sünden zu gewähren.«

»Aha.« Marysas Augen verengten sich. »Habt Ihr auch meinem Bruder Ablass gewährt ... für seine Sünden?«

»Ich habe nicht ...«

»Herrin, Herrin, kommt schnell!« Die Magd Imela hatte die Tür aufgerissen und kam in ihren Holzpantinen vollkommen aufgelöst hereingepoltert. »Schnell, Herrin, es ist etwas Schreckliches geschehen!«